

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 9

Artikel: Giuseppe Prezzolini : einige Sternstunden und hundert Jahre
Autor: Bondy, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

François Bondy

Giuseppe Prezzolini – einige Sternstunden und hundert Jahre

Giuseppe Prezzolini ist am 15. Juli in Lugano gestorben, wo er seit 14 Jahren gelebt hatte. Dort hatte er am 27. Januar seinen hundertsten Geburtstag gefeiert und zu diesem Anlass eine Stunde lang im Tessiner Fernsehen auf die verschiedensten Fragen – manche sehr privat und niveaulos – schlagfertig und mit äusserster Präsenz geantwortet. In der kulturellen und auch politischen Geschichte bleibt der Name Prezzolini, der den grössten Teil seines Lebens ausserhalb Italiens verbracht hat – jahrzehntelang als «full professor» ohne jedes akademische Diplom, an der Columbia University in New York – vor allem mit der von ihm begründeten und von 1912 bis 1917 geleiteten Zeitschrift «La Voce» verbunden. Im Telefonbuch von Lugano steht hinter dem Namen «professore in pensione».

Die ersten Veröffentlichungen des Sienesen, dessen Vater Präfekt war, liegen achtzig Jahre zurück. Der zweite Band des umfangreichen Tagebuchs erschien vor erst zwei Jahren. Den oft polemischen Schriftsteller, der sich seit 1925 nur kurzfristig in Italien aufhielt, aber in den Jahren des Faschismus regelmässig Benito Mussolini und ebenso regelmässig dessen Gegner, den Philosophen Benedetto Croce besuchte, hatte Präsident Sandro Pertini zu Anlass seines «Doppelnüllens» nach Rom geladen, um ihm die Auszeichnung der «Goldenen Feder» zu überreichen. Prezzolini, der nicht eigentlich, oder doch auf sehr besondere, distanzierte Art Faschist, wohl aber Gegner des Antifaschismus war, hat die Ehrung durch den engagierten Sozialisten, der jene Jahre zwischen Kerker und Widerstand verbracht hat, geschätzt.

Der Historiker Leo Valiani, von Pertini zum Ehrensensator auf Lebzeiten ernannt, der zehn Jahre Kerker, dann Kampf in Spanien und führende Beteiligung am bewaffneten Widerstand in Norditalien hinter sich hat, nahm an einem Kolloquium zum Anlass des Zentenars über Prezzolini teil, dessen Bedeutung für die italienische Kultur er sehr hoch einschätzte.

Wie erfassen wir den seit vierzig Jahren in den USA eingebürgerten, widerborstigen Italiener? Zu ihm bekennt sich ein anderer Toskaner, Indro Montanelli, Gründer der Zeitung «Il Giornale Nuovo» in Mailand. Nach

einem Vortrag des 98jährigen Prezzolini in Lugano schrieb ein Leser empört, der Sienese habe vor Ausländern Italien geschmäht und überdies sein Archiv – dazu gehören Briefe von Hunderten namhafter Schriftsteller – der kantonalen Bibliothek in Lugano verkauft, also seiner Heimat entzogen. Auch die Briefe, in denen Papst Paul VI. den Greis beschwor, sich der Kirche anzunähern – ein Ansinnen das er respektvoll ablehnte –, habe Prezzolini zu Geld gemacht.

Diesem Leser antwortete Montanelli, zwar habe der freiwillig «Exilierte» einst in «La Voce» auch den jungen Benito Mussolini lanciert mit dem Aufsatz «Das Trentin, von einem Sozialisten gesehen», doch habe er später aus der persönlichen Beziehung zum Duce niemals Nutzen gezogen. Auch habe der Herausgeber von «La Voce» die später führenden Antifaschisten Giovanni Amendola – der liberale Vater des später bekannt gewordenen Kommunistenführers Giorgio Amendola –, Piero Gobetti und Gaetano Salvemini veröffentlicht. Bis zum Verkauf des Archivs habe Prezzolini nur von seiner Feder gelebt: «Diesem Mann – so schloss Montanelli – dankt Italien ein Beispiel von Charakter, Unabhängigkeit und Würde. Das berechtigt ihn, uns so zu beurteilen, wie er es, ohne uns und sich zu verleugnen, getan hat.»

Giuliano, der Sophist

Worin besteht im wesentlichen dieses Mannes Leistung, zu der mehr als sechzig Buchveröffentlichungen und Tausende Aufsätze gehören? Er selber sieht sein Verdienst in seiner Tätigkeit als Anreger, Vulgarisator, Kommunikator, als Vorkämpfer gegen geistigen Provinzialismus, der neue europäische Strömungen erstmals in Italien bekannt machte. Er hatte in Paris Henri Bergsons Vorlesungen gehört, sich mit dem Theoretiker des Syndikalismus und des Gewaltmythos Georges Sorel verbunden, für dessen Einführung in Italien allerdings Benedetto Croce das meiste getan hat.

Während aber Croce und sein Mitstreiter, aber späterer Gegner Giovanni Gentile – er wurde im Faschismus Unterrichtsminister und gegen Kriegsende ermordet –, vor allem die deutschen Philosophen lasen, blickte Prezzolini auf Frankreich. Dort war er nach 1925 in einer Abteilung des Völkerbundes für kulturelle Zusammenarbeit fünf Jahre tätig. Gegen seine Ernennung hatten nur zwei Delegierte gestimmt: der Italiener und der Schweizer. Dem «Duce» schuldete er sie nicht.

Vor «La Voce» war der Einundzwanzigjährige Mitarbeiter der Zeitschrift «Leonardo» gewesen, die der später hochberühmte Giovanni Papini gegründet hatte. Papinis bestes, vielleicht sein einzig bleibendes Buch «Un

uomo finito» – 1980 als «Ein erledigter Mann» in der Suhrkamp-Bibliothek erschienen –, zeugt für die Freundschaft der beiden. Dort wird Prezzolini «Giuliano» genannt – er hatte in «Leonardo» als «Giuliano, der Sophist» gezeichnet. So wird der junge Mann porträtiert:

Lieber Giuliano. Mehr als zwölf Jahre sind nun schon vergangen seit jenem schwülen, regnerischen Herbst, in welchem sich unsere verirrtten Seelen begegneten und fanden. Wir können ruhig und heiter über jene Zeiten sprechen, als ob es sich gar nicht um uns handelte, obgleich wir dieselben Namen haben wie damals und viele gemeinsame Erinnerungen. Wir sind nicht mehr die gleichen. Ich bin nicht mehr das Ich und du nicht mehr das Du von damals. An einem gewissen Punkt sind wir verschiedene Wege gegangen. Du bist jetzt ein ernster, geachteter und fleissiger Mann und hast Bewunderer, Anhänger, und auch Schüler. Du hast deine Kämpfe durchgemacht, kannst deine Wunden zeigen; du hast aus dem Nichts etwas geschaffen, was standhält und etwas einbringt; du hast die schmerzlichen Schicksalsschläge deiner komplizierten Seele unter dem Schurz des Werkmannes und hinter der Brille des Rechners verbergen wollen (. . .) Ich weiss nicht mehr, ob ich in deiner Erinnerung noch lebe und dir so gegenwärtig bin wie du in der meinigen. Ich weiss nicht inwieweit du erkennst, dass das Beste in unserem Leben dort begonnen hat und nicht schon vorher; dass in jenen Jahren unsere Seele schon geprägt wurde und die Länge ihrer Flügel zugemessen bekam.

Als es 1903 zur Gründung von «Leonardo» kam, rief Papini den Freund:

Mein Giuliano befand sich ausserhalb Italiens; ein Brief von mir, in welchem ich ihm feurig die Vorbereitungen zum grossen Hervortreten und meine Hoffnungen sowie die ersten Erfahrungen schilderte, genügte, um ihn in unser Getümmel herbeieilen zu lassen, in welchem er sogleich einen der ersten Plätze einnahm.

«Leonardo» erschien in Florenz von 1903 bis 1907, Prezzolinis «La Voce» von 1909 bis 1917. Vor ihrem Untergang war Prezzolini als Freiwilliger an der Front wie Mussolini, den er, als er verwundet wurde, im Lazarett besuchte, und wie etliche der später führenden Antifaschisten. Denn der Krieg gegen das Habsburgerreich zur Wiedergewinnung der «Irredenta» – Trient, Triest, Istrien, Friaul – wurde als Fortsetzung des Risorgimento des neunzehnten Jahrhunderts empfunden – von Prezzolini jedoch als Mittel zur Nationwerdung und nicht im Zeichen des Irredentismus. Auch damals hatten manche der besten idealistischen Reformer gekämpft; auch diesmal wie zu jener Zeit waren die Massen passiv.

La Voce

1960 veröffentlichte Prezzolini in einem Band von über 700 Seiten Briefe von Mitarbeitern von «La Voce». Die Einführung ist ein Beispiel seiner trockenen Ironie. Er habe bemerkt, so hebt er an, dass nach dem Zweiten

Weltkrieg neue Generationen sich für «La Voce» interessierten, eher wegen des Rufes denn als Lektüre. «La Voce» sei ein literarischer Mythos geworden. In Wirklichkeit sei weder «Leonardo» noch «La Voce» erfolgreich gewesen, habe nie mehr als tausend Leser erreicht.

Dennoch treffe die heutige Meinung zu, dass «La Voce» eine kulturelle Erneuerung eingeleitet habe. An die zwei Dutzend ihrer Mitarbeiter seien gegenwärtig neu verlegt. Es gebe kein Werk über das Italien jener Zeit, das nicht von «La Voce» spreche. Die Briefe seien in Kisten auf seinen Wanderungen gefolgt bis nach New York, wo er eine italienische Abteilung der Columbia University leitete – «Prezzy» nannten ihn die Studenten –, und nach der Emeritierung noch jahrelang in seiner Dachwohnung blieb. Man habe die Briefe seinerzeit aufbewahrt, weil sie die einzigen Dokumente waren, die erlaubten, vergessliche Mitarbeiter an ihre Versprechungen zu erinnern. Erst mit der Buchreihe sei es zu Verträgen und zu Briefkopien gekommen. Die Zeitschrift und die Briefe, in denen ihr Leben sich spiegelt, definiert Prezzolini folgendermassen:

«Dies ist eine Anthologie von Personen und nicht von Ideen. Mir scheint, dass der Beitrag unseres Grüppchens in Italien der von Personen und nicht von Ideen gewesen ist. Blicke ich auf das Italien von heute, scheint mir evident, dass das Land sich auf seine Weise entwickelt und unseren Ideen nicht Rechnung getragen hat. Doch die Personen, die an der Idee teilnahmen, sind durch sie gewandelt worden. «La Voce», das war ein Klima des Wettbewerbs, der Spannung, das ihre angebotenen Qualitäten verfeinert und vervollkommen hat. Die Personen, die mitarbeiteten, suchten nach Ideen, die ihren Aspirationen entsprachen und ihrem Bedürfnis, sich persönlich durchzusetzen. In dieser Zeit schufen sie oft ihre besten Werke. Das führte zu Abspaltungen, an denen die Zeitschrift schliesslich zugrunde ging.»

Ein Zeugnis, das aus diesen Briefen hervorgehe, sei der hohe Anspruch der Mitarbeiter bis zur Unduldsamkeit, Ungerechtigkeit, Trennung. «Solche Phänomene sind typisch, aber selten in Italien, wo Politik und Literatur stets äusserst kompromissbereit waren.»

Prezzolinis Bissigkeit, aber auch Selbstkritik äussert sich in dieser Bemerkung: «Jeder wollte ‚La Voce‘ in seine Richtung drängen. In meiner Auswahl hat, ich leugne es nicht, eine Lust an Ironie mitgespielt, wenn man bemerkt, wie viele Energien für winzige Fragen verwendet wurden, statt die wahren Probleme zu sehen und Lösungen zu entwerfen.»

An einigen der bedeutendsten Geister sei «La Voce» vorbeigegangen, so an Giovanni Verga und Luigi Pirandello.

«Das ist menschlich, um so mehr, wenn man jung ist und meint, man halte die Wahrheit beim Schopf und könne sie als Zeugen vor das Tribunal der öffentlichen Meinung zerren.»

Philosophisch war «La Voce» gegen den Positivismus gerichtet, im Sinn einer höheren Rationalität, aber auch in der Intuition, der Mythen, des

Aktivismus, des Historismus, des Idealismus der Irrationalität. Das literarische Interesse habe sich zum Autobiographischen und später zum Fragmentarischen hin bewegt. So endet die Einleitung:

«Ich stelle ‚La Voce‘ den neuen Generationen nicht als exemplarisch vor, denn ich glaube nicht an Vorbilder. Jede Generation hat ihre Bedürfnisse, zu denen auch die Ungerechtigkeit gegenüber den Vorgängern gehört. Doch manche Anregung, die ihnen gemäss ist, können die neuen Generationen hier finden. Es ist nicht nötig, sie zu ermahnen, dass sie unseren Idealismus nicht nachahmen. Mir scheint, dass die Ereignisse, wenn nicht die Überlegungen, sie dagegen geimpft haben.»

Die Mitarbeiter wären, könnten sie diese Anthologie sehn, nicht einverstanden und würden protestieren. «Keiner wäre zufrieden. Auch ich bin nicht zufrieden. War ich es je?»

Viele Namen, die damals zählten, mögen gegenwärtig nur Italienern oder Italianisten etwas bedeuten. Immerhin gehörten dazu die Dichter Giuseppe Ungaretti, Umberto Saba und der noch lebende Biagio Marin aus Grado, der Romancier Aldo Palazzeschi, der Maler Carlo Carrà und von Anfang an Benedetto Croce, treuester Freund und Helfer. Seine Zeitschrift «Critica» begann im gleichen Jahr wie «La Voce».

Die nachmalige Spaltung zwischen Faschisten und Antifaschisten – Prezzolini durfte «La Voce» als den «Brutkasten» beider Richtungen bezeichnen – deutete sich an im Streit mit dem Historiker Gaetano Salvemini, der später als – allerdings nicht freiwilliger – Emigrant ebenfalls in New York dozierte und zum scharfen Gegner Prezzolinis wurde, den er als Agenten des Regimes ansah. Doch der Bruch von 1912 war noch ohne Feindseligkeit.

Bruch mit Salvemini

Anlass war der Krieg Italiens gegen die Türkei um den Besitz Libyens. «La Voce» hatte diesen Krieg von vornherein bekämpft, doch nach seinem Ausbruch fand Prezzolini nebst den meisten Mitarbeitern, die Polemik sei nunmehr zwecklos und man sollte der Regierung nicht in den Rücken fallen. Salvemini wollte hingegen Dokumente über den Ursprung des Krieges veröffentlichen, der so leichtfertig begonnen wie dilettantisch geführt wurde. Ein heutiger Leser wird wohl eher mit Salvemini als mit Prezzolini einig sein. Prezzolinis Kritik – ihm stand sie kaum zu! – am schroffen Charakter Salveminis erinnert mich, dass ich eben diesen Wesenszug einst mit Bewunderung erlebt habe. Es war beim kommunistisch gesteuerten Pariser Kulturkongress von 1935, an dem André Gide, André Malraux, Ilja Ehren-

burg und andere Prominente teilnahmen. Den Konsens, dass Stalins Staat und Demokratien das gleiche Verständnis von Freiheit hätten, durchbrachen damals nur zwei Redner: Robert Musil und – in seiner «schroffen» Art in mühsamem Französisch – Gaetano Salvemini.

Zu den Dokumenten des späteren Streits in Amerika, die Prezzolini veröffentlichte, gehören die Anschuldigungen Salveminis, er habe die «Casa d'Italia» in den Dienst des Faschismus gestellt. Nie hat Prezzolini Kritik, die ihn traf, verschwiegen, er hat im Gegenteil beigetragen, sie greifbar zu machen.

Als Publizist hatte Prezzolini seine «Sternstunden» zwischen 1915 und 1919 in einer später nie mehr erreichten moralischen Engagiertheit. 1915 veröffentlichte er eine Schrift betitelt «Dalmatien», die 1917 ein Kroatie französisch herausbrachte, weil sie die jugoslawischen Ansprüche stützte. Nicht nur Gabriele D'Annunzio, auch andere Nationalisten hatten die Italianität Dalmatiens behauptet. Der spätere Faschismus kam immer wieder auf die Forderung nach dieser «Irredenta» zurück. Prezzolini aber, zu dessen engsten Mitarbeitern italienische Patrioten aus dem österreichischen Triest wie Slataper gehörten, schrieb, Dalmatien sei slawisch und rechtfertige keinen italienischen Anspruch.

«Wenn man Italien auf die Wege des Imperialismus führen will, werden wir energischen Widerstand leisten. Am Tag, an dem Italiener den Namen Italien schänden, wäre es eine Pflicht der Italianität, sich gegen sie zu erheben.»

Diese Stellungnahme eines Interventionisten – Prezzolini war es im Gegensatz zu Benedetto Croce, der fürchtete, Italien könne am Krieg zerbrechen – bleibt ein Ruhmesblatt. Ideologen des Faschismus haben sie ihm vorgehalten.

Was Prezzolini als Ausbildungsoffizier an Korruption, Karrieredenken der Generäle, Verachtung der Soldaten beobachtete, hat er in seiner Schrift über die Niederlage von Caporetto ausgedrückt. Er meinte, Caporetto sei ein heilsamer Schock gewesen. Den später von Mussolini so exaltiert gefeierten Sieg von «Vittorio Veneto» hingegen nahm Prezzolini nicht ernst. Die österreichischen Truppen seien ohnehin in Auflösung gewesen, im vollen Rückzug. So kam er zur scheinbar paradoxen These: «Caporetto war ein Sieg, Vittorio Veneto eine Niederlage.» Vom einen Ereignis ging eine Regeneration aus, vom anderen nur Legende und Lüge.

1925 veröffentlichte Giuseppe Prezzolini zwei kleine Biographien als Bücher. Die eine war Benito Mussolini, die andere seinem Gegner und Opfer Giovanni Amendola gewidmet. Mussolinis Tatkraft wurde gepriesen, doch ist diese Schrift nicht Liebedienerei. Als 1915 Mussolini mit den Sozialisten brach und für die Teilnahme am Krieg eintrat, hatte Prezzolini

geschrieben: «Dieser Mann könnte eine neue Invasion Italiens führen, diesmal nicht durch Barbaren, sondern durch Italiener.»

Auch Piero Gobetti starb, sehr jung, in Paris an den Folgen faschistischer Misshandlungen. Mit ihm blieb Prezzolini trotz tiefer Uneinigkeit bis zum Ende in Freundschaft verbunden. Er hat später den Briefwechsel mit Gobetti herausgegeben. Gobetti gab dem Regime zwei Jahre Dauer, Prezzolini urteilte, der Faschismus werde sich 25 Jahre halten und erst nach einer äusseren Niederlage stürzen, nachdem sich die Energie einer Generation verbraucht habe. Auf diese Prophezeiung war er später verständlicherweise stolz.

Das Büchlein über Mussolini erschien im Verlag Formiggini. Nachdem der Duce – keineswegs aus Überzeugung, sondern in Anpassung an den deutschen Verbündeten – die «Rassengesetze» übernahm, hat sich der Verleger Formiggini, der Jude war, mit dem Schrei «Italia, Italia» von einem Turm gestürzt. Prezzolinis Tagebuch verzeichnete es nicht; vielleicht hatte Prezzolini den Vorfall gar nicht wahrgenommen. Doch zu jener Zeit notierte er, Mussolini werde sein lateinisches Mass gegen die Masslosigkeit Hitlers zu setzen wissen. Ein junger Mann in Rom, der später zum bedeutendsten italienischen Essayisten wurde, Nicola Chiaromonte, schrieb damals – ja, noch früher – unter Decknamen für die Pariser Emigrantenzeitschrift «Giustizia e Libertà» einen Aufsatz, betitelt «Der Tod heisst Faschismus». Er behauptete, dieses Regime trage unfehlbar den Krieg in sich. Dass Prezzolini im viel später veröffentlichten Tagebuch sein Fehltrail stehen liess, ist ihm immerhin anzurechnen.

Der Faschismus sei, so meinte Prezzolini, eine der wenigen originären italienischen Schöpfungen neben dem «Commune» und der Signoria. Er habe eine Demokratie abgeschafft, die es «in Italien nie wirklich gegeben» habe. Prezzolini glaubte nicht, dass Mussolini jemals die imperiale Politik betreiben werde, die seine Reden ankündigten.

Doch schrieb Prezzolini auch – und klarsichtiger: «Der Faschismus denkt nicht, es ist die Politik einer Generation von Sport und Krieg. Das ist sein Wesen, sein Verdienst und seine Begrenzung. Daran wird er sterben, denn reine Aktion ist der Tod des Geistes.» Und zum Abschluss der Korrespondenz mit Gobetti, die dies enthält, richtete Prezzolini – es war der Moment, da Unzählige Mussolini huldigten – an den Antifaschisten einen «Gruss der Achtung und Sympathie».

Von Anfang an hat Prezzolini die Rolle jener Kleinbürger hervorgehoben, die im Krieg als Offiziere Autorität über Truppen erhielten und danach in ein muffiges, beschränktes Leben zurückkehrten, auf der Strasse beschimpft, von den Linken geschmäht wurden, erst an Führung gewohnt, dann tief gedemütigt. Zweihunderttausend solcher Männer seien eine

Macht. Der Faschismus sei auch darin die Fortsetzung und Folge des Krieges.

Auch wies Prezzolini darauf hin, dass rechts wie links die Verachtung der parlamentarischen Demokratie allgemein war. Benedetto Croce, aber auch seine eigene Zeitschrift «La Voce» hätten sie ausgedrückt. Der Faschismus habe in dieses Klima gepasst.

57 Jahre hat Prezzolini zwischen Paris, New York und zuletzt Lugano im Ausland gelebt, internationaler Funktionär, Dozent, Schriftsteller, Journalist; er hat noch in den letzten zehn Jahren mehrere Bücher veröffentlicht.

Der Zeitschrift «Osservatore politico-letterario», die in den vergangenen Jahren viele Briefe Prezzolinis veröffentlicht hat, stand Prezzolini zu Jahresanfang Rede. Auf die Frage, welche Stellung er sich selber in der italienischen Kultur dieses Jahrhunderts einräume, erwiderte er: «Ich kann nicht urteilen, doch meine ich, es ist ein kleiner Rang. Ich bin weder D'Annunzio noch Croce noch Gentile, alles in allem bin ich ein mittelmässiger Mensch.» Doch habe er, so fügte er hinzu, eine gewisse Schätzung dessen, was er geleistet habe, sonst hätte er nicht weiter gemacht. Er vermutet, die Tagebücher könnten sein Hauptwerk sein. Die Nachwelt dürfte seine Schriften zwischen 1909 und 1925 für bedeutender halten. Denn für uns bleibt Giuseppe Prezzolini, so ungerecht das gegenüber dem fruchtbaren Schriftsteller der späteren Jahre sein mag, der Anreger, der Animator einer Zeitschrift, die Epoche machte, und die vor 65 Jahren eingegangen ist.

Auch vor Freunden hat Prezzolinis Kritik nie haltgemacht. An Benedetto Croces Bedeutung als Philosoph hat er zunehmend gezweifelt; er sah in ihm vor allem eine verehrendswürdige Erscheinung, dem Dialog offen, mutig, zur Solidarität bereit. Doch habe Croce den Antidemokraten und Gewaltkinder Georges Sorel in Italien bekannt gemacht und habe als Senator zunächst für die Vollmachten an Mussolini gestimmt.

Die Anthologie «In der Zeit von ,La Voce'» dokumentiert Croces tätige Freundschaft. Er schrieb am 23. Mai 1908 dem Sechszwanzigjährigen: «Sie üben Kritik gegen andere und Selbstkritik. Was daraus entstehen wird, weiss ich nicht, und Sie selber können es nicht wissen. Niemand kann sich vornehmen, ein grosses Werk zu vollbringen. Hauptsache ist, auf dem guten Weg zu sein, dem der Arbeit.»

Prezzolini, der zum Gelehrten wurde, war Autodidakt. Er war einsam, seit in Lugano die zweite, inniggeliebte Frau, von der das Tagebuch so viel berichtet, ihm vorgestorben war, wie die meisten, die ihm in Freundschaft und Streit nahe waren. Er mochte sich im Vergleich mit grossen Denkern und Schriftstellern mittelmässig nennen – und tat es unbefangen ohne jede

Koketterie. Als Beweger, Mittler, Polemiker, auch Autor ist er aus der Geschichte der italienischen Kultur nicht wegzudenken. Nach höchsten Massstäben mag Prezzolini nicht zu den Grossen zählen. Man wäre aber recht froh, heute öfters solchem Mittelmass zu begegnen wie jenem des «Sophisten Giuliano».

Eine Bibliographie der Werke über den Kreis von «La Voce» würde mehrere Seiten füllen. Der Historiker des Faschismus, Renzo de Felice, hat jüngst in «Storia contemporanea», Juni 1982 (Il Mulino, Bologna), das Verhältnis Prezzolinis zu Mussolini und zum Faschismus – er machte da einen Unterschied – differenziert dargestellt. Zur ausserpolitischen Analyse und Stellungnahme des Mitarbeiters, Freundes und späteren Gegners Gaetano Salvemini: Hugo Bütler, Gaetano Salvemini und die italienische Politik vor dem Ersten Weltkrieg, Verlag Max Niemeyer, Tübingen 1978.

Carbagas

Bern, Basel, Zürich, Lausanne, Genève

**Herstellung und Vertrieb
von technischen Gasen**

**wie Kohlendioxyd (CO₂), Sauerstoff (O₂), Stickstoff (N₂),
Argon (Ar) und Argon-Gemische, Acetylen-Dissous (C₂H₂),
Wasserstoff (H₂), Helium (He) usw.**